

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 8 (1965)

Artikel: Die Luternau in Langenthal bei Jeremias Gotthelf und nach den Quellen

Autor: Meyer, J.R.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072085>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE LUTERNAU IN LANGENTHAL BEI JEREMIAS GOTTHELF UND NACH DEN QUELLEN

J. R. MEYER

Als Schauplatz eines tollen Raubritterüberfalles ist uns einst das sonst fast allezeit so wohlbehütete Langenthal vor die Augen gerückt worden, als wir uns den Kurt von Koppigen zu Gemüte führten, diese saftig erzählte und behaglich ausgemalte regelrechte Raubrittergeschichte, die aber zugleich als ein zu Nutz und Frommen staatsbürgerlicher Erziehung verfasster und zu einem in dieser Hinsicht erbaulichen Ende geleiteter Bildungsroman bewertet werden darf. Wir besinnen uns, wie der junge Raubritter aspirant sein kurzes Gastspiel in der Ostschweiz, bei den Freiherren von Regensberg, jäh abgebrochen hat. Bei den Freiherren von Regensberg, diesen bis zum Auftreten des klügern und glücklichern, im rechten Augenblick auf die Ordnungsseite hinüberwechselnden Standes- und Berufsgenossen Rudolf von Habsburg so erfolgreichen Raubrittern höhern Grades. Wir besinnen uns, wie unser strebsamer Landsmann sich alsdann selbstständig machte, d.h. zusammen mit einem tüchtigen Kumpanen, dem Uli vom Gütsch, ein eigenes Wirkungsfeld, das Reusstal und das obere Wiggertal, bearbeitete. — Bis die Zofinger den andern Schnapphahn erwischten. Der schlimmheilige Waldbruder Jost vom Tobel bei Willisau wies dem flüchtigen Kurt den Weg zu einem Manne, der gerade für ein grosses Unternehmen erfahrene Fachleute wie den Kurt gebrauchen konnte, zum Herrn der Burg zuoberst im Lutherntale, dort «wo es sich zu schliessen scheint, die Berge ihre Füsse zusammenstrecken ins Tal wie ein Rudel Mädchen ihre Füsse in eine Badewanne», kurz zum *Barthli von Luthernau*. Der hatte bis dahin wohlgelebt auf Kosten reicher kinderloser Vettern. Er hatte Grund gehabt zur Hoffnung, sie gänzlich beerben zu können. Da hatten sie all ihre Habe, Land, Leute und Gütten, vergabt zum Baue des Klosters St. Urban. Dieser frommen Gründung galt nun der grimmige Groll, der hässigste Hass des Genarrten. Den Klosterbrüdern war Fehde geschworen. Ein Überfall war geplant und vorbereitet. Kurt war im rechten Augenblick hierhin verschlagen worden.

Und nun erzählt Gotthelf, und zwar so, dass seine besondere Wonne am erzählerischen, ausmalenden Gestalten dieses Stoffes aus jedem Satze spürbar

wird, wie der Luternauer mit seiner Bande über Grossdietwil und Altbüron loszog Richtung St. Urban. Er war anfänglich, obschon er bedacht hatte, wie schwer der Frevel an einem Gotteshaus geahndet würde, nämlich wie ein Majestätsverbrechen, dennoch gewillt, das Kloster selber zu überfallen und in Brand zu stecken. Da erhielt er Kunde, dass dort gerade eine grosse Schar von wehrhaften adeligen Herren versammelt sei. Er wusste nicht, dass die Gesellschaft eingeladen war, um die Ankunft einer grossen Fuhre fremden Edelweines auf angemessene Art zu feiern, welchen Umstand er sonst ganz sicher als entscheidende und äusserst willkommene Beeinträchtigung der gefürchteten Wehrkraft jener äbtlichen Gäste aus eigener Erfahrung richtig einzuschätzen vermocht hätte. So schwenkte er vorsichtig ab und gelangte über die waldigen Hügel mit seiner beutelustigen Truppe in die Gegend von Langenthal, in dessen Umgebung es reiche Klosterhöfe zu plündern gab. Im Dorfe selber traf es die Kumpanei des Luternauers besonders gut. Zwei Wagen mit Klosterwein waren da stecken geblieben. Die Langenthaler hatten die Fässer auf erprobte kunstvolle Weise angezapft und von der Herrlichkeit gekostet, zuerst nur ein wenig und dann mehr und immer mehr, bis der Schaden nicht mehr zu verheimlichen war, so dass sie Sinnes wurden, lieber gerade die ganze Ladung bis auf die Neige auszutrinken. Sie heckten eben einen Plan aus, wie sie einen durch ein kleines Schadenfeuer und einige verbundene Köpfe glaubhaft zu machenden Überfall des bösen Barthli erdichten und diesem die ganze Schuld am Versiegen des kostbaren Quells zuschieben wollten. Da geschah der echte Überfall. Nun tranken, tranken, tranken — zum Entsetzen und Ärger der Langenthaler — der Barthli und seine Leute. Das Plündern ging nebenbei gründlich genug vonstatten. Bis die trinkende und plündernde Bande ihrerseits durch die in wilder Wein- und Kampfstimmung herangerittene geharnischte Gästeschar des rechtzeitig von seinen Spähern unterrichteten Abtes überfallen und in die Flucht geschlagen wurde. Nur Kurt von Koppigen — offenbar mit etwas von dem im Leibe, was man heute oder bis vor kurzem den Idealismus der Jugend nennen durfte und wovon ja der Held eines richtigen Erziehungsromans ein Portionchen von vornherein besitzen muss — unser Kurt also focht, wie wenn es in ritterlichem Kampfe sich für eine gute Sache zu wehren gegolten hätte. Schliesslich bleibt Kurt halbtot auf dem Platze liegen. Der Ritter von Oenz liest ihn halblebendig auf und nimmt ihn mit nach Hause. Dort werden ihn die drei Fräulein von Oenz gesund pflegen, so dass er dem Erzähler für seine weiteren Erziehungsabsichten erhalten bleibt. — Jeremias Gotthelf hat die ganze Erzählung vom Kurt von Koppigen zweimal

geschrieben. In der zweiten Fassung hat er überall, wo es ihm Vergnügen machte — und es machte ihm ersichtlich immer wieder neues Vergnügen — mit feinem oder breitem Pinsel kräftigere Farben aufgetragen. Die soeben skizzierte Überfallsgeschichte insbesondere hat er mit zahlreichen boshaften Anspielungen auf das zeitgenössische, ihm, dem in einem tiefen Sinne durchaus fortschrittlichen Volkserzieher, nur zu radikalfortschrittliche Langenthal regelrecht gespickt. Die Langenthaler Töchter lässt er, nicht allein wegen der Hoffart, sondern wegen der Kurzweil, derweilen die Mutter kocht, ihre Haare kämmen, was von jeher allda stark getrieben worden sei. Er stichelt nebenbei auf die Weinreisenden, welche der Sage nach gegenwärtig vor Langenthal sich oft aufstauen, wie in Paris die Menschenmenge vor dem Theater, wenn die Rachel spielt. Dem Gemeinderat von Langenthal wischt er, indem er ihm ein spöttisches Kompliment macht, eins aus, weil er das Strassenpflaster und die Strassenbeleuchtung eingeführt oder modernisiert hatte. (Das muss Mitte der 40er Jahre gewesen sein.) Besondere Freude aber macht es ihm, uns die Langenthaler Familie Durstig, zu der ehedem fast die ganze Einwohnerschaft gehört habe, die aber nun ausgestorben zu sein scheine — nur scheine — zu wiederholten Malen vorzustellen. (Vielleicht hat Gotthelf gewusst, dass es noch im 18. Jahrhundert hier wirklich ein Geschlecht Durst gab und zum Spass an der Stelle, wo er die kleine Anzüglichkeit anbringt, den wohl fundierten Lokalhistoriker hervorkehrt.)

Der gewöhnliche Leser wird es sich mit seiner unbekümmert naiven, unbewusst veredelten oder selbstbewusst ästhetisch eingestellten Leserfreude genug sein lassen, mit der Lesefreude an diesem Einzelbilde aus der durch die starke Erzählerkunst und den ethischen Bildnerwillen Gotthelfs zur Einheit verbundenen Bilderfolge, die wirklich in ihrer Gänze nicht nur ein klar und sicher geschautes Charakterbild, sondern auch ein glänzendes und erstaunlich wahres Kulturbild etwa aus der Mitte des 13. Jahrhunderts darstellt. (So urteilt Hans Bloesch über den Kurt von Koppigen.)

Wie stimmt nun das, was wir aus der Erforschung der Ortsgeschichte, aus den erhaltenen Quellen wissen, überein mit dem, was uns Gotthelf erzählt? Selbstverständlich fällt es uns nicht im Traume ein, Gotthelf schulmeistern zu wollen. Er ist sein eigengesetzlicher Herr und Meister, und seine dichterische Wahrheit steht hoch über jeder lokalhistorischen Wahrheit. Wir wollen nur vergleichen, um des Reizes der Vergleichung willen.

Gotthelf, der mit seinen Hauptwerken voll unbändiger Leidenschaft in die Zeitgeschichte eingriff, indem er das ihm zuwider politische Zeitgeschehen

schonungslos an den Pranger stellte und mit Macht predigte und pries, was er für recht hielt, Gotthelf hat auch die eigentliche geschichtliche Erzählung planvoll in den Dienst seiner volkserzieherischen Sendung gestellt. Der Druide, die drei Brüder, der Knabe des Tell, Sintram und Bertram, der letzte Thorberger, der Kurt von Koppigen, Elsi, die seltsame Magd, sind — ungleich an Reife und Güte — die Früchte dieser mit ebenso grossem Können als Wollen schaffenden Bemühung. Dabei hat Gotthelf keineswegs nur aus der Intuition, aus der «gebietenden Seele» und der Phantasie heraus die von ihm gewählten Epochen mit Leben erfüllt. Er stützte sich, wie Paul Mäder in seiner Untersuchung über Gotthelfs historische Novellistik und ihre Quellen nachgewiesen hat, auf die Geschichtswerke von Johannes von Müller, Anton von Tillier, Henne am Rhyn, auf die Chronik von Justinger usw. Für die meisten historischen Novellen hat es sich ziemlich genau feststellen lassen, woher Gotthelf den quellenmässigen Stoff bezog, den er dann mit Hilfe der Phantasie und der Anschaugung, aus genauer Kenntnis der ewigen Landschaft und des ewigen Menschenherzens heraus gestaltete — immer bemüht, mit dem bestehendem Geschichtsbild, wie etwa im Knaben des Tell, mit der Überlieferung von der Entstehung der Eidgenossenschaft, nicht in Widerspruch zu geraten. Im Kurt von Koppigen liegen die Dinge besonders. Die Hauptfigur ist keine geschichtliche, sondern eine Sagengestalt, die dem Dichter wohl in seiner Utzenstorfer Zeit in schon sehr verblasstem Zustande bekannt geworden war. Von der Zeit des Faustrechtes wusste ein Geschichtskenner wie Gotthelf von vornherein mehr als genug, um sie mit vereinigten realistischen und romantischen Kräften und Mitteln anschaulich zu machen. Kurz, hier brauchte sich Gotthelf nicht besonders zu präparieren, hier floss alles, was an geschichtlichem Wissen aus früherer zweckbestimmter oder zwangloser Lektüre in ihm versickert und durch tausend Adern in seine Brunnstuben gelangt war, von selber zusammen mit dem aus dichterischem Urquell unerschöpflich Strömenden. «Aus Volkssage und Phantasie gestaltet, mit wenigen Verankerungen in die geschichtliche Epoche eingefügt, erscheint der Kurt von Koppigen als die quellenfernste Erzählung.» Das ist das Ergebnis bei Paul Mäder. Es ist sicher richtig. Und richtig ist auch die Erkenntnis, dass dieses Nichtgebundensein an verpflichtenden Quellenstoff und feststehende Darstellung dem Kurt von Koppigen in reinkünstlerischer Hinsicht zugute gekommen ist.

Was nun die Langenthaler Episode anbetrifft, so hätte Gotthelf eine kurze Darstellung der Fehde zwischen den Luternauern und dem Kloster St. Urban z.B. in Glurs Roggwiler Chronik zur Hand nehmen können. Mäder glaubt



Melchnau. Birlihof. Bleistiftzeichnung von Carl Rechsteiner, Wynau.

aber, Gotthelf habe davon bloss erzählen hören, etwa von einem geschichtskundigen Bekannten im nahen Langenthal, oder dann habe er sich an eine frühere Lektüre nur undeutlich erinnert. Ein unmittelbares Befragen der Quellen, d.h. zunächst der ältesten Darstellungen in Stumpfs Chronik von 1606 oder in des Solothurners Haffner Chronik von 1656 hält Mäder mit Recht für unwahrscheinlich. Erst recht nicht bekannt und nicht benutzt hat der Dichter natürlich und nachweislich die Urkunden, die uns zur Verfügung stehen. Dem, was diese uns sagen, wollen wir uns nun zuwenden.

Im Gegensatz zum Kurt von Koppigen ist Barthli von Luternau eine historische, urkundlich bezeugte Person. Nur heisst er nicht Barthli, sondern Werner, und sein Zug gegen St. Urban fällt nicht ins Jahr 1255, sondern ins Jahr 1226. Der Stammsitz seines Geschlechtes lag nicht, wie man noch vor kurzem glaubte, bei Luthern, sondern, wie es Staatsarchivar Dr. P. X. Weber in Luzern mir seinerzeit glaubhaft gemacht hat, war es ein Hof des Namens Luternau bei Buttisholz. Der 1828 verstorbene Langenthaler Chronist Georg Mumenthaler hat die Tradition von der Heirat des uns urkundlich nicht bezeugten Vaters unseres Barthli oder Werner, des Heinz von Luternau, mit Idda, der Erbtochter von Langenstein bei Melchnau aufbewahrt (Barthli = Werners Grossvater sei, wie die gleiche Überlieferung zu melden weiss, 1190 mit Barbarossa auf dem dritten Kreuzzug gewesen). Durch die Verschwägerung mit dem erwähnten Freiherrengeschlecht gelangten die Luternauer ins Bernbiet. Sie waren Dienstmänner, Ministerialen der Kiburger. In Langenthal besassen sie ein festes Haus, ein Bürgli, ferner den Hof Eichholz, an den nur noch die Namen Elzweg und Elzbächlein erinnern, und gewisse umstrittene Rechte. Als es ihnen hier nicht nach Wunsch ging, verlegten sie ihr Geltungsstreben in den Aargau hinunter. Dort, im nachmals ebenfalls bernischen Gebiet, stand ihr Geschlecht jahrhundertlang in Blüte ... Noch vor 40 Jahren konnte Walther Merz, der unvergleichliche Kenner der Adelsgeschichte, feststellen, dass vom niedern (unfreien) Adel des Aargaus — der freie ist völlig erloschen — einzig noch sechs Geschlechter, darunter die von Hallwil, Mandach und Mülinen und die Luternauer, nicht ausgestorben seien. Seither aber ist dieser irreparable Fall bei den Luternauern doch eingetreten.

Dass Langenthal den Luternauern so rasch und so gründlich verleidete, daran war also die Fehde mit St. Urban schuld. Wie ist es dazu gekommen? Gotthelf erklärt die Sache kurz und bündig mit dem ganz gewöhnlichen Ärger enttäuschter Verwandter, mit dem Ärger des Barthli über die entgangene Erbschaft seiner reichen Vettern, für die der Erzähler auffälligerweise keine

Namen hat. Wir wissen, es waren die Vettern im weitern volkstümlichen Sinn, die verschwägerten Langenstein-Grünenberger, und wir vermögen auch zu erkennen, dass es hinter dem Erbschaftsstreit grosse wirtschaftliche Strukturveränderungen waren, die die beiden Häuser, das freiherrliche und das ministerielle, zusammen und dann wieder auseinander brachten und die den lachenden Dritten, das Kloster, über beide triumphieren liess.

Die Langenstein-Grünenberger — der 1910 verstorbene Dr. August Plüss hat ja gezeigt, dass die beiden Burgen auf dem Hügel bei Melchnau nur zwei Zweige eines und desselben Adelsstammes beherbergten — zählten im 12. Jahrhundert zu den grössten Grundbesitzern in unserer Gegend, d.h., ihnen gehörten eine Menge der kleinen Bauerngüter, der Schupossen, und der weniger zahlreichen grossen Höfe, der Huoben, in der Weise, dass die Bewirtschafter, die Hörigen, in denen schon frühe die Ansätze zu Erblehenbauern und schliesslich zu Eigentümern vorhanden waren, ihnen, den Obereigentümern, bestimmte Abgaben entrichteten. In Langenthal hatten sie wahrscheinlich ehedem über fast allen Grund und Boden verfügt. Aber dann war ihr Besitz durch Erbteilung und durch andere Umstände zersplittet worden, und Langenthal bot in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts das sprechende Bild des allgemeinen Zustandes: Der Grossgrundbesitzer war nicht mehr geschlossen. Er bewirtschaftete seinen Boden nicht mehr im eigenen Hofbetrieb und besass auch in der Regel nicht mehr alle Schupossen einer Ortschaft. Der Grossgrundbesitzer besass vielleicht Dutzende oder Hunderte von Schupossen, aber zerstreut im ganzen Lande umher. In der einzelnen Ortschaft verteilten sich die Schupossen — ich will hier nebenbei einmal bemerken, dass das bisher rätselhafte Wort nach der Erklärung von Professor Karl Geiser ursprünglich die spöttische Bezeichnung «Schuhputz» für ein kleines durch Zerstückelung der Huobe entstandenes Heimetli gewesen zu sein scheint — in der einzelnen Ortschaft also verteilten sich die Schupossen vielleicht auf ein Dutzend Grossgrundbesitzer. Unter diesen gab es solche, die es verstanden, die Nachteile dieses Besitzsystems in Vorteile zu verwandeln. Aber die Grünenberger gehörten nicht zu ihnen. Sie waren offenbar, wie die Mehrzahl der adeligen Herren, mehr Ausnützer — Ausnutzung im Sinne der geltenden Ordnung und der Wahrung des persönlichen Anstandes verstanden — als Bewirtschafter und Organisatoren gewesen. Sich zu eigenen neuen organisatorischen Leistungen aufzuraffen, vermochten sie nicht. Sie waren wirtschaftlich müde. Und zu der wirtschaftlichen Ermüdung gesellte sich die zeitgemässse Weltmüdigkeit, der Hang zur Weltflucht, eine Folge der Kreuzzugsfrömmigkeit

und des Einflusses zum Beispiel der Predigtweise des Bernhard von Clairvaux. Aus dieser Stimmung erwuchs der Verzicht auf die eigene weltliche Besitzesmacht, der Verzicht zugunsten des eigenen Seelenheiles. Die Langensteiner gründeten im Jahre 1194 das Zisterzienserkloster St. Urban. Ganz gewiss zum guten Teile aus reiner, dem Jenseits zugewandter, mystischer Frömmigkeit. Aber wohl auch aus praktischer, der Welt des Guten zugewandter, in Gemeinnützigkeit sich beweisender Frömmigkeit. Die Grünenberger wussten nämlich, dass die Zisterzienser es versuchten und verstanden, die Bewirtschaftung des Bodens viel ergiebiger zu gestalten — zum Vorteil der wachsenden Bevölkerung. Vielleicht wirkte neben diesen idealen Impulsen doch auch noch ein familienegoistischer Antrieb, d.h. es verbarg sich hinter der wirksamen Frömmigkeit doch eine Art wirtschaftlicher Berechnung, eine Spekulation auf lange Sicht: Wenn die Zisterzienser einmal, wie es von ihnen zu erwarten war, den geschlossenen Grundbesitz wiederhergestellt hatten, konnten die Nachkommen in naher oder ferner Zukunft vielleicht doch noch einmal — etwa als Vögte des Klosters, die Vorteile des geglückten Wirtschaftswandels einheimsen. Die Verquickung von wirtschaftlichen und religiösen Motiven bei der Klostergründung wird einem, je mehr man sich den Vorgang an Hand der Quellen überlegt, immer wahrscheinlicher. Jedenfalls ermunterten die Langensteiner mit ihrem Beispiele — sie schenkten dem Kloster die Kirche Kleinroth mit ihrem Zubehör, den Hof Habkerig und das vom Kloster dann alsbald als Hof bewirtschaftete Dorf Schoren, sowie grosse Waldungen bei Langenthal — die Langensteiner ermunterten damit ihre zahlreichen adeligen Verwandten zu weitern Schenkungen an Land und Leuten in Langenthal, so dass das Kloster wirklich förmlich aufgefordert war, den Grundbesitz in Langenthal ganz in seine Hand zu bringen, was es in der Folge denn auch gründlich besorgte.

Und nun müssen wir uns fragen: Wäre nicht, wenn man mindestens einfach mit Gotthelf den durch die Klostergründung bewirkten Wegfall erwarteten Erbgutes, gleichgültig welches es war, als Grund für den Zorn der Luternauer ansieht — für diese jetzt schon, 1194, der Moment zum Los-schlagen dagewesen. Die Urkunden melden nichts solches. Und wir müssen, gerade auf Grund der Urkunden, sagen: Nein! Denn die Luternauer wurden erst böse, als es ihnen klar ward, dass das ganz bestimmte Teilstück des Erbes, das Teilstück, auf das sie spekuliert hatten, für sie verloren sei. Das wurde ihnen klar im Jahre 1224, als die Grünenberger dem Kloster die Mühle und die Kirche von Langenthal, dazu rund ein Dutzend Schupossen und überdies

die zu dem allem gehörige Gerichtsbarkeit schenkten, kurz alles das, worauf sich eine dörfliche Herrschaft gründen liess. Bis dahin hatte Werner von Luternau hoffen dürfen, seine Stellung in Langenthal retten und befestigen zu können.

Seine Stellung in Langenthal? Um diese verstehen zu können, müssen wir noch einmal zum Verhalten der Langenstein-Grünenberger im Wirtschaftswandel zurückkehren.

Ganz untätig waren sie nämlich in dieser Hinsicht vor dem Entschluss zur Klostergründung nicht gewesen. Eine schon lange bei den Grundherren beliebte besondere Ausnützungsmethode hatten sie z.B. auch versucht. Sie hatten Eigenkirchen gegründet. So eine in Kleinroth und wahrscheinlich auch die von Langenthal. Von der Eigenkirche weiss man erst seit ungefähr 50 Jahren. Der Kirchenrechtshistoriker Ulrich Stutz hat ihr Wesen klargelegt. Geradeso wie der Grundherr mit der Mühle das leibliche Nahrungsbedürfnis seiner Hörigen sich nutzbar zu machen wusste, wollte er das religiöse Bedürfnis seiner Eigenleute und womöglich aller Christenmenschen in seinem Machtbereich dadurch für sich zu einer Einnahmequelle machen, dass er sie zu verpflichteten Kunden der von ihm auf seinem Boden gegründeten Kirche erklärte, die mit Gebühren, Geschenken und andern Abgaben, wie dem Zehnten, hoffentlich nicht zurückhalten würden. Die Bischöfe mussten jahrhundertelang gegen diese überall verbreitete Einrichtung kämpfen. Die Grünenberger hatten mit der Kirche von Langenthal wenig Erfolg. Die Johanniter von Thunstetten, zu deren Pfarrkirche ganz Langenthal gehörte, liessen sich das Wasser nicht so leicht abgraben.

Sie hatten offenbar in dieser Richtung noch ein Mehreres getan. Sie hatten es in Langenthal mit Meiern versucht, mit Verwaltern, die das ihnen selber wenig liegende Organisatorische besorgen, den Betrieb leiten und steigern sollten. Manches deutet darauf hin, dass die Langenstein-Grünenberger den Luternauern, vielleicht im Zusammenhang mit ihrer Verschwägerung, Gelegenheit gaben, für sie in Langenthal zu wirken, und dass die Luternauer die gebotene Gelegenheit benützten, um für sich zu wirken. Sie mussten später, wie wir noch sehen werden, auf Rechte verzichten, die sie sich offenbar in der günstigen Zeit angemessen hatten. Sie hofften, die Herren von Langenthal zu werden. Diese Hoffnung wurde ihnen durch die Klostergründung noch nicht genommen. Sie werden ihre Ziele um so entscheidender und deutlicher verfolgt haben. Sie, die unverbrauchten Streber, begannen den weniger energischen, müden, in gewissem Sinne bereits dekadenten Grünenbergern über den Kopf

zu wachsen. Die verwandtschaftliche Rücksichtslosigkeit, mit der die Luternauer aufs Ganze gingen, ertrugen die Grünenberger aber auf die Dauer doch nicht. Sie machten kurzen Prozess und vergabten, wie schon gesagt, im Jahre 1224 die wichtigsten Bestandteile ihrer grundherrlichen Macht in Langenthal dem Kloster. Jetzt durften die Luternauer wirklich böse werden.

Böse wurden damals wegen des bedrohlichen Überganges der Kirche an das Kloster und besonders wegen des Zehntrechtes, das durch die Zehntfreiheit der Zisterzienser nun geführt war, auch die Herren zu Thunstetten. Wegen des Zehntens begann eine fast zweihundert Jahre lang dauernde Auseinandersetzung zwischen den beiden geistlichen Stiften, in der zuerst die Johanniter, schliesslich aber doch die grauen Brüder obenaus schwangen. Päpste und Bischöfe wurden zu wiederholten Malen wegen des strittigen Langenthaler Zehntens um ihre Intervention ersucht, mussten sich zu wiederholten Malen mit dem Fall Langenthal befassen.

Die Luternauer wollten nicht solange warten und gedachten ihre Ansprüche ohne Papst und Bischof, vielmehr mit der Faust durchzusetzen. Jetzt war für sie wirklich der Moment zum Losschlagen gekommen.

Ein sankturbanisches Urbar meldet: In dem 1226 jor, do was uns stroffen der zorn Gottes, und gab sich, das der ritter Wernher von Luternouw, und Heinrich, ritter von Elmigrin, durch die reitzung des tüfels gar viel übles und Schadens uns wornen zuofuegen, also daz sie das wasser Langentun worend verheben, ze wesseren die matten und acher und ouch den schoffen ir weid und schlugen die hirten; und über daz worend sie daz gotzhuss überfallen und brachen die thüren und schloss und fingen die knecht und nomend vieroub und zeigten sich sin geistlich diep.

Aus der Chronik von Stumpf erfahren wir dazu, dass die zwei Frevler auch «die sankt urbanischen hoef und gueter zuo Langenthal verherget.»

Nur in Kürze, was darauf geschah. Der Bischof tut die beiden in den Bann, ohne zunächst grossen Eindruck zu machen. Aber da stirbt die Mutter des Werner von Luternau, also die wohl ebenso wie ihre Brüder vom Geist der Hingabe an das Kloster erfüllte Idda von Langenstein. Dadurch erschüttert, wird Werner reuig und söhnt sich mit dem Kloster aus. Die Frauen der beiden Friedensbrecher, zwei Schwestern freien Standes, die ihren unebenbürtigen Gatten offenbar sagten, was Recht sei, schenken dem Kloster zur Genugtuung «das guot, das sy hatten ze Schlatte noch by Rockwyl — an weyd, an grass, an gestud», von wo aus die Mönche gehindert worden waren, das Wasser der Langeten auf die Klostergüter in Roggwil zu leiten. (Die Flurnamen Ober-

und Unterschlatt bezeichnen heute Landstücke oberhalb und unterhalb der Kaltenherberge.)

Entschieden war mit dieser Episode der Kampf zwischen den Luternauern und dem Kloster um die Vorherrschaft in Langenthal noch lange nicht. Kurz vor dem Beginne der kaiserlosen Zeit brach er wieder aus und dauerte noch ein paar Jahre darüber hinaus. Aber Schritt für Schritt verdrängten die Mönche die Söhne Werners aus ihrer Machtstellung, indem sie Päpste, Bischöfe und Landgrafen sowie die ihnen gefügigen Adelsgeschlechter, wie die Freiherren von Balm, und Ministerialen, wie die Dienstmannen von Berken, gegen sie in Bewegung setzten oder ausspielten und indem sie ihre verbrieften Rechte immer sehr geschickt aufzuwerten verstanden. Die Luternauer Brüder mussten nicht nur ihren Anteil am Kirchensatz fahren lassen, sondern zu guterletzt auch auf ihre sicher nicht unbegründeten Ansprüche auf Twing und Bann und was an Gerichtsbarkeit damit zusammenhing, verzichten. Schliesslich verkaufen sie dem Kloster auch ihr festes Haus, von dem wir leider immer noch nicht wissen, wo es gestanden hat. Den Hof Eichholz veräusserten sie an die Johanniter. Aber über diesen Umweg gelangte er sehr bald ebenfalls an St. Urban. Die Luternauer, die einst gute Aussicht gehabt hatten, die Herren von Langenthal zu werden, waren aus diesem Langenthal nun regelrecht herausgeworfen. Dem Kloster war der Weg zur vollen Grundherrschaft nicht länger versperrt.

Gotthelf hat sich um all die wirtschaftlichen und auch um die genealogischen Zusammenhänge, die er übrigens zum Teile gar nicht kennen konnte, nicht zu kümmern brauchen. Er hat ungeheuer vereinfacht — d.h. eben gedichtet. Er ist dem historischen Barthli oder Werner von Luternau sicher nicht gerecht geworden. Aber dafür hat er ihn prachtvoll geschaut und geschildert.

Wie traurig wäre es, wenn es nur Lokalgeschichte und keine Dichtung gäbe.

Nach einem Vortrag unseres Ehrenmitgliedes J. R. Meyer vor der Literarisch-dramatischen und der Historischen Gesellschaft Langenthal. Erstdruck: Sunndigspost 1954, Nr. 8, 10, 11.